

## Grete Weil – *Meine Schwester Antigone*

(1980, estratto)

Genere: narrativa - romanzo

Mito, memoria personale e contemporaneità si uniscono in *Meine Schwester Antigone*, romanzo in cui una scrittura associativa serve ad accostare piani temporali differenti, ricordo e realtà presente, finzione e fattualità. L'esposizione è affidata a una narratrice, che è anche protagonista della storia – una donna che, essendo di origini ebraiche, negli anni 1933-1945 è costretta all'esilio olandese (ad Amsterdam lavora nello Joodsche Raad, anche per poter salvare la madre), poi a vivere in clandestinità e che ora, negli anni Settanta, trascorre la sua vita in solitudine nella sua casa di Francoforte. Le sue vicende, quelle di una figura che nell'isolamento della vecchiaia cerca di fare i conti con la propria coscienza, si intersecano con quelle dell'Antigone del mito sofocleo. È con lei, 'sorella' di cui condivide intenti e principi, che la voce narrante si identifica: come Antigone sotterra il fratello morto opponendosi alla legge, così la donna tenta di salvare la vita del marito Waiki deportato dai tedeschi a Mauthausen, pur fallendo in quest'azione disperata. Come Antigone, ella «conosce l'arte della vita e quella della morte [...] due parti indivisibili della grande unità», mostra coraggio a resistere, a continuare a vivere nonostante sia tormentata da un continuo senso di colpa. Il brano scelto riporta riflessioni della voce narrante sulla morte di Waiki, ma più in generale sul turbamento per non poter avere un luogo in cui esternare il proprio lutto, una tomba, intercalate a considerazioni su Antigone e Polinice e sul significato di scrivere un libro sulla paura, paura di morire e paura di vivere.

---

Ich glaube ihr einfach nicht, daß es sie in ihrem rasenden Schmerz interessierte, was mit seiner Leiche geschah. »Das schrecklichste ist«, sagt meine holländische Putzfrau, Mevrouw Bartjes, als Waiki in Mauthausen ermordet worden war, »daß er kein Grab hat.« Nein, das ist das einzige, das nicht schrecklich ist. Ein Abgrund zwischen Mevrouw Bartjes und mir, Abgrund der Herkunft, der Erziehung, des Seins, welches das Bewußtsein bestimmt. Mevrouw Bartjes leidet, und ich leide, Mevrouw Bartjes weint, und ich weine, Mevrouw Bartjes versteht die Welt nicht mehr, und ich habe sie nie verstanden.

Kein Grab, und wenn er eins hätte, ginge ich nicht hin, ich will nicht vor einem Schrebergartenbeet mit dem entsetzlich schlechten Gewissen des Überlebenden stehen, ich brauche dieses belanglose Stück Erde nicht, wo wir nie zusammen waren, das nichts mit unserer Liebe zu tun hat, um zu denken: Warum habe ich dich nicht zurückgehalten, als du während einer Razzia auf die Straße gingst, warum haben wir dieser Frau, die dich warnte, geglaubt, daß man junge Männer nur aus Häusern holt, warum habe ich dich nicht versteckt, in einem Schrank, oder dir zugeredet, auf das flache Dach vor den Mansardenzimmern zu steigen, über das man über den ganzen Block laufen konnte, an vielen Fenstern vorbei, hinter denen hilfsbereite Holländer wohnten, warum habe ich meinem Angsttraum nachgegeben, der mir weismachte, zwei Grüne würden dich von diesem Dach hinunterstürzen, warum?

Kein Grab, keine Totenfeier. Wieso feiert man den Tod? Die wohlthuenden trostreichen Worte des Herrn Pfarrers, der den Verstorbenen nicht kannte, die wohlthuenden verlogenen Worte der Vorgesetzten und Kollegen. Zum letztenmal Mißachtung des Individuums, nach Belieben austauschbares Geschwafel. Schwarze Kleider – sie stehen den meisten Frauen –, schwarze Krawatten und Trauerflore am Arm. Die Sargträger stoßen einen Kandelaber um, die Musikkapelle patzt beim Trauermarsch, ein Kind will die Schaufel, mit der Erde ins Grab geworfen wird, nicht mehr hergeben, jemand, der mit der Sache nichts zu tun hat, kondoliert jemandem, der mit der Sache nichts zu tun hat. Hände werden geschüttelt, Augen getupft, Nasen geschneuzt, Verabredungen getroffen, Geschäfte besprochen. Bald wird sich über dem Grab ein Stein erheben, goldgeprägter Name, Ruhe in Frieden, in alle Ewigkeit, in jene Ewigkeit, die dreißig Jahre oder vielleicht auch fünfzig dauert, solange eben einer die Ruhestätte bezahlt.

Urs hat ein Grab. Er starb im Krankenhaus, während ich auf dem Gang eine Zigarette rauchte, nicht, weil ich nichts begriff; ich begriff nur zu gut und wollte ihm die Meute mit ihren Sauerstoffapparaten, Schläuchen und Spritzen vom zu unweigerlichem Sterben verurteilten Leib halten. Als ich wieder ins Zimmer kam, war er tot. Ich sah es, versuchte trotzdem seinen Puls zu fühlen, doch mein Herz klopfte so stark, daß ich auch nichts gespürt hätte, wenn noch etwas zu spüren gewesen wäre. Da hielt ich meinen Taschenspiegel vor seine Lippen, und das Glas blieb klar. Ich schaute weg; ich mag Tote nicht sehen, sie sind fort, immer und endgültig. Auch weinen konnte ich nicht. So stand ich da, starrte auf das schwarze Fenster, war nicht verzweifelt, nicht traurig, nur leer. Langsam fing ich wieder an zu denken und holte den Pfleger. Er kam angelaufen, fühlte den Puls, legte sein Ohr an Urs' Herz, schüttelte den Kopf, sagte »er ist tot«, nahm mich gekonnt in seine knöchigen Arme, setzte mich in den einzigen vorhandenen Sessel, eilte wieder hinaus und kam mit einem Kruzifix und einer brennenden Kerze zurück. Als ich nein sagte, nahm er das Kruzifix weg, ließ aber die Kerze brennen. Ich ging um das Bett herum und blies sie aus. »Was soll ich ihm anziehen?« fragte der Pfleger verschüchtert. »Sie sollen ihn lassen, wie er ist.« Ein mißtrauischer Blick. Hat sie den Verstand verloren? »Aber ich darf ihn doch waschen?« – »Meinetwegen«, sagte ich, weil ich mich mit ihm nicht streiten wollte. »Ich glaube nicht, daß man Waiki gewaschen hat.« – »Wie belieben?« – »Es ist mir egal, ob Sie ihn waschen.« Das Zimmer begann sich zu drehen, und ich setzte mich wieder in den Sessel.

Urs hat ein Grab, weil man in Deutschland ein Grab haben muß. Mevrouw Bartjes mußte zugeben, daß in diesem Fall das Sterben, wenn auch ein komfortabler Erster-Klasse-Tod, wirklich das Schlimmste war, wir wären einer Meinung. Aber sie würde es mißbilligen, wenn sie wüßte, daß ich das Grab nicht besuche, an ihm keine Tränen weine, keine Blumen niederlege, keine welken Blätter abzupfe.

Auf die Konvention pfeifen. Freiheit. Was ist das? Kein Zustand für Lebende. Leben, das unaufhörliche Bemühen, sie zunichte zu machen. Freiheit nach Waikis Tod zerstört durch Urs, Freiheit nach Urs' Tod zerstört durch den Hund, und schon denke ich, wenn ich sicher wüßte, daß er tot ist... Nein, keinen neuen. Es sind auch ohne ihn genug Freiheitsvertilger da. Ich muß an Ursula schreiben, an Milia, Lorely, Andreas, heute abend nach zehn Gisela anrufen. Vielleicht mit Peter einen Cocktail trinken. Noch einmal versuchen, Trudy zu erreichen. Jeden flehe ich an: Nimm ein Stück meiner Freiheit. Ein kleines nur, ich will dich nicht belasten, aber eben doch. Du bist kein Spielverderber, das weiß ich. Und ich möchte leben. Ein bißchen leben noch. Wir müssen uns bald sehen. Ich setze mich ins Auto und besuche dich. Im Sommer kommst du dann zu mir. Zwei oder drei Wochen. Selbstverständlich habe ich Zeit. Für

dich immer. Ach, arbeiten, das ist nicht so wichtig. Ich kann ja auch schreiben, wenn du da bist. Dabei weiß ich, daß ich es nicht kann. Daß ich einkaufe und koche und meine Freunde herumfahre, denn sie sind ja in Ferien, von denen sie etwas haben sollen. Hätte ich nur den Mut, allein zu bleiben. Ich habe ihn nicht.

Auf die Konvention pfeifen. Die tödliche Freiheit. Antigone.

O Grab, o Brautgemach und du, o Haus aus Stein, das ewig mich umschließen soll. Schweigen, den Mund zusammenpressen, die Lippen blutig beißen, nur nicht schreien. Euch die Freude nicht machen. Eure entsetzliche Freude, einen zum Tode Verurteilten schreien zu hören. Wenn man euch nur anschaut. Eure stumpfen Gesichter. Eure gleichgültigen Gesichter, die beweisen, daß euch ein Todesurteil nicht mehr bedeutet als eine Stunde Abwechslung. Eure lüsternen Gesichter, euer Lauern, wie der Verurteilte es erträgt. Eure zufriedenen Gesichter, die sagen, daß morgen wieder ein Tag ist und übermorgen und die ganze nächste Woche. Für euch. Ihr werdet nicht eingemauert in eine dunkle Höhle. Braucht nicht Hunger und Durst zu leiden. Ihr nicht. Eure entrüsteten Gesichter, euer Abscheu über den Versuch, Polyneikes zu begraben. Ihr Heuchler. Als wäre es für euch ein Unterschied, was mit seinem Körper geschieht. Ihr habt endlich Frieden, könnt eurer Arbeit nachgehen und ein geruh-sames Leben führen, was wollt ihr mehr? Polyneikes Begräbnis macht euch nicht reicher, nicht ärmer. Doch ihr schüttelt die Fäuste und grölt: Kreon hat recht getan. Vergebliche Mühe, euch die Unmenschlichkeit seines Befehles klarzumachen, die Nichtswürdigkeit seiner Drohung, jeden zu töten, der ihm zuwiderhandelt. Dabei war er der einzige, der den Protest verstand. Doch er muß Macht demonstrieren, Männlichkeit zeigen, den Staat und die Götter schützen. Alles das braucht er, um vor sich selbst zu bestehen. Aber ihr? Ihr findet sein Tun in Ordnung, es ist die Ordnung, in der ihr euch wohlfühlt, ihr Jasager, ihr Mitläufer, ihr Nutznie-ßer. Habt ihr schon je, wenn es einen anderen traf, darüber nachgedacht, wie gräßlich es ist, umgebracht zu werden? Habt ihr eine einzige Träne aus Mitleid geweint? Seid ihr Menschen? O Volk von Theben. Ihr wißt nichts, begreift nichts. Nicht das schlimme Sterben und nicht die große Erfüllung, bei ihm zu sein in alle Ewigkeit, vom gleichen Stoff wie er.

Sie sah ihm ähnlich, sie war ihm ähnlich. Intelligent, störrisch, arrogant. Beide begriffen, überlegten und handelten schnell, impulsiv, hielten zueinander und waren bereit, den ande-ren gegen jeden Angriff zu verteidigen. Ihre Tragik bestand nicht darin, daß sie Geschwister waren, das hätte sich arrangieren lassen; in Ägypten heirateten die Könige ihre Schwestern. In Griechenland war es nicht üblich, doch hätten die beiden, die sowieso nie taten, was das Übliche war, den Anfang machen können. Einen irrsinnigen Anfang: Geschwister, deren El-tern Mutter und Sohn sind, zeugen ihrerseits Kinder; die gleichen Eigenschaften, unendlich gesteigert, verfeinert. Auf die Spitze treiben. Daß Polyneikes ausbrach und die Tochter des Königs von Argos heiratete, hatte weniger mit Liebe als mit seinem Ehrgeiz zu tun, er brauchte das Heer seines Schwiegervaters, um gegen Theben Krieg zu führen. Wahrscheinlich hätte er die Mißachtung seiner Befehle genauso streng bestraft wie Kreon, von dem er viel hatte; vielleicht wäre Antigone mit dem König Polyneikes schnell in Konflikt geraten. Denn das war in Wahrheit die Tragik der beiden: daß er Staat dachte, und sie Freiheit.

Warum, in drei Teufels Namen, will ich ein Buch schreiben? Weil ich schreiben muß, ohne schreiben nicht leben kann? Ich kann ohne Waiki leben, was ich, als er noch da war, für un-

möglich hielt, und ohne Urs, ohne den Hund und ohne ein Kind, das ich nie hatte, ohne meine Eltern, ohne mein Elternhaus und ohne bayerische Landschaft. Um Geld zu verdienen? Da müßte ich verhungern. Möchte ich meinen Namen noch einmal gedruckt sehen, Kritiken über mich in Zeitungen lesen, meine, von einer fremden Stimme gesprochenen Worte anhören oder sie vor einem beflissenen Publikum selber lesen? Möchte ich einem Interviewer die Fragen beantworten: Schreiben Sie morgens oder abends, haben Sie, wenn Sie anfangen, die Konzeption fertig im Kopf, gehören Sie einer Gruppe an, verfassen Sie zuweilen Gedichte, was ist Ihre Meinung über Terroristen, halten Sie Hasch für gefährlicher als Alkohol und Nikotin?

Nein, das alles will ich nicht, nicht mehr, früher hätte es mir – vielleicht – Spaß gemacht, doch damals ist niemand auf die Idee gekommen, mich nach diesen Dingen zu fragen. Als ich in dem Alter war, in dem dergleichen schmeichelt, brach das Dritte Reich über uns herein, suchten wir einen Weg aus unserem Gefängnis, lernte ich fotografieren, um mich im Ausland ernähren zu können, war Fotografin in Amsterdam, bis mir die Deutschen mein Atelier wegnahmen, war schließlich untergetaucht in einem alten Grachtenhaus und konnte nicht auf die Straße, weil man mich dort festgenommen und nach Auschwitz geschickt hätte.

»Why do you write?« fragt mich die junge amerikanische Malerin in Boston, fünf Minuten nachdem wir uns kennengelernt haben. Ich gebe mir mit meiner Antwort Mühe, doch fällt mir nichts ein, außer ein paar Floskeln wie Talent, Freude am Formen, Wunsch zu informieren und was man halt so sagt. Sie ist unzufrieden, das sehe ich ihr an, ich erkläre, daß sich diese Frage in einer fremden Sprache nicht differenziert genug beantworten läßt. Ausrede, Lüge, manchmal kann man in einer fremden Sprache viel besser differenzieren. Unter Umständen etwas sagen, das man in der eigenen nicht über die Lippen bringt. (Wie oft »I love you« gesagt.) Why do I write? Because, because... aber auch auf englisch weiß ich es nicht, kann das, was mir so wichtig ist, nicht ausdrücken. Wäre der Wunsch zu schreiben gleich stark, wenn ich besser hören würde? I don't know. Ist es das Verlangen, viele Menschen zu sein? I don't know. Habe ich Angst zu verstummen? I don't know.

Ich möchte ein Buch schreiben über ein Mädchen, das sich von mir nicht schreiben lassen will, meinen Eigensinn an ihrem Eigensinn messen, sehen, wer zum Schluß die Oberhand behält. Einmal muß sie mir ja antworten auf meine Frage, warum sie dieses kindische Begräbnis inszenierte, das niemandem half, sie das Leben kostete und in Theben alles beim alten beließ. Warum hat sie, die zu jedem Opfer Bereite, Kreon nicht umgebracht? Fürchtete sie sich davor, die Macht zu übernehmen? Hatte sie Angst, daß Macht korrumpiert?

Ein Buch von der Angst schreiben. Todesangst und Lebensangst, Angst, morgen zu sterben, und Angst, morgen den ganzen Tag am Leben zu bleiben, Angst, daß jemand zu laut und daß jemand zu leise spricht, Angst vor der Putzfrau, die mit Türen schlägt, und Angst, daß niemand mit Türen schlägt, Angst vor dem Verreisenmüssen, dem Kofferpacken, dem Taxibestellen. Angst vor dem Nichtverreisen, dem Immerzu Hausebleiben, Angst vor dem Fernsehen, den Folterungen, Morden, Hinrichtungen im eigenen Wohnzimmer, Angst, nicht mehr unterscheiden zu können zwischen Fiktion und Realität, zwischen zum Tode Verurteilten und Schauspielern, die zum Tode Verurteilte darstellen, Angst, daß überhaupt kein Fernsehen da ist, der Strom ausfällt, die Röhre kaputtgeht, Angst vor Krankheit, dem Krankenhaus, der Schwester, die unhörbar ins Zimmer kommt und plötzlich dasteht, den Schmerzen, der Übelkeit, den Wickeln, Spritzen, Infusionen, dem Chefarzt, der gegen das Bett Optimismus dröhnt und kurze Bemerkungen dem Assistenten zuflüstert, und Angst vor dem Ge-

sundbleiben, dem sich immer das eigene Essen kochen, dem jede Besorgung selbst erledigen, Angst vor den Nachbarkindern, die zu laut schreien oder zu leise sprechen, Angst, daß keine Kinder da sind, nur eine Erwachsenenwelt, in der die Angst herrscht, nicht der Erfolgreichste, Gesundeste, nicht überall der Erste zu sein, Angst vor Entscheidungen, ob ein neuer Hund angeschafft, die eine Stadt mit der anderen vertauscht, das Haus im Tessin aufgegeben wird, und Angst, es könnte alles schon entschieden sein, das Leben ohne neue Forderungen versickern.

Zweimal klingelt es, gleich darauf dreht sich ein Schlüssel im Schloß. Ich springe auf, lege die Decke zusammen, klopfe die Kissen zurecht, fahre mit den Händen durchs Haar. Christine, mein Patenkind, Soziologiestudentin, die aus Höflichkeit klingelt, um ihr Kommen anzukündigen, obwohl sie für den Fall, daß ich das Läuten nicht höre, einen Schlüssel hat, soll glauben, daß ich gearbeitet habe. Gewohnheit aus Kindertagen; als ich das Buch, in dem ich gelesen hatte, wegsteckte und das Heft mit den Schulaufgaben heranzog, sobald jemand hereinkam. Als Christine an die Tür klopft, sitze ich am Schreibtisch, habe den Füllhalter in der einen, die angezündete Zigarette in der anderen Hand und rufe herein. Sie kommt ins Zimmer, bleibt stehen, jung und schön, trotz einer gewissen zur Schau gestellten Schlampigkeit. Ich lege die Feder hin, sie lächelt - aus Freundlichkeit oder weil sie mich durchschaut hat -, dann fragt sie, nicht zu leise und nicht zu laut, gut artikuliert, so daß ich sie mühelos verstehe: »Ich störe die Frau Tante bei der Arbeit? So sorry.« Dann kommt sie näher, küßt mich auf die Backe, blickt mir über die Schulter ins Heft und sagt mit leichter Impertinenz: »Nun, Frau Tante, was macht sie, der Jungfrau herrlichste Natur?«